

7

Stativ. Metropolis.

Jetzt hier mit der Kamera: Linien, vertikal, horizontal. Grüne Leuchtstreifen. Sturzlinsen, weite Fluchten. Licht und Raum, eben noch umgeben von den Mauern des Ministeriums, hier ist die Mauer weggeräumt, der Riss durch die Stadt, Riss durch das Herz in Europas Mitte, und den Rahmen für das neu implantierte Herz bilden der schwarze Himmel oben und der Landwehrgraben im Süden und die S-Bahn-Haltestelle im Norden.

Das Herz des neuen Berlins schlägt in den Arkaden des Sony-Centers.

Ich höre die Mahnung meines alten Lehrmeisters: *Raum ist die Verkörperung einer Idee. Diese Idee gilt es sichtbar zu machen.* Sein Foto: Der leere Bus vor dem Bundeshaus in Bonn, nachts, hell beleuchtet, in den 50-er Jahren. Schwarz-weiß. Filmkulisse. Dieses Foto trieb mich zur Architektur, zum Ausloten der Linien, Zusammenführen verschiedener Möglichkeiten auf die eine ideale Perspektive.

Treppen. Säulen. Lampen. Pfeiler.

Wie ich meinen Lehrer um seine Mamiya, die ehrwürdige Mittelbildkamera, beneidete. Und bei mir, seiner Schülerin, liegt jetzt ein Digitalapparat von *ALDI* unten in der Reisetasche, Fast-Shot im Teilchenbeschleuniger der Postmoderne, Verfallsdatum der Bilder unbekannt, und meine alte Leica ruht hoffentlich in Frieden irgendwo auf dem Rheingrund unterhalb der Kennedybrücke, von wo aus ich sie vor meinem Aufbruch hinabgeschleudert habe. Vor meinem Ausbruch. Fische umschwimmen glotzüngig ihr Objektiv. Vielleicht macht sie noch

die eine oder andere Aufnahme, wenn die Sonne gedämpft die Kiesel beleuchtet oder eine dekorative Wasserleiche mit wehenden Haaren die Hand hebt, bevor es sie wieder nach oben treibt ...

Idee.

Überall ist sie spürbar, hier am Potsdamer Platz. Ideales Feld für die Selbstbefriedigung genialischer Architekten. Nein, denke ich. Helmut Jahn und Renzo Piano und all die anderen haben eine Vision gehabt mit der gläsernen Kuppel des Centers und den debis-Türmen, dort, wo Jahrzehnte lang Kaninchen hoppelten und die ostdeutsche Trutzburg der Wohnwagen eine seltsame Sommeridylle hinter dem Todesstreifen markierte.

Nur: Zu viele Ideen. Kopflastig. Wie ich.

Vermisse ich meine Leica? Nein: Ich brauche sie nicht mehr. Denn das Leben in mir hat sich zusammen gezogen, klein gemacht und an einem unbekanntem Ort eingenistet, den du mit Argusaugen bewachst, damit es ja nicht wieder an die Oberfläche treibt.

Plötzlich spüre ich einen heftigen Schmerz: Ich sehe meine Leica auf dem Grund des Stroms, schwarz, klein, überflüssig, und ich denke: da ist mein Leben, genau da!

Doch, ich vermisse sie.

Die Menschen in den Arkaden: klein, etwas eingeschüchtert, beeindruckt von all dem Glas, in dem sich ihre Kleinheit maßlos spiegelt, sie können nur mithalten, wenn sie sich zu bedeutender Größe aufschwingen und wichtig tun und geschäftig; ihre Handys klingeln lassen, ihre teuren Cocktails schlürfen, ihre Zigarette elegant in die Höhe halten wie die Filmstars auf den gigantischen Leinwänden im Cinemaxx nebenan.

Meine Füße schmerzen. Scheiß-Schuhe. Es zieht kalt um die edel polierten Ecken, was es nicht besser macht. Alle Tische sind besetzt, auch beim Eiscafé oben in den Arkaden. Ich habe Hunger und Durst und friere.

Lena.

Warum tauchst du nicht einfach hinab und holst dir dein Leben zurück? Behaupte nicht, dass ich dein Wachhund bin. Das ist ein billiger Vorwand für deine Weigerung, mir nahe zu sein. Es war schon immer so. Ich schaue durch den Weitwinkel deiner Augen und sehe die Linien, wie sie sich zu Motiven fügen, und spüre, wie du dich wehrst. Arme Magdalena.

Du siehst mich gerne als Büberin, was? Du hast nie verstanden, dass Nähe nicht Eigentum heißt. Ich bin untergetaucht und dem Leben fremder denn je. Spar dir deine scheinheilige Anteilnahme und lass mich endlich los ...

Rauf-runter. Rauf-runter.

Ein langer Faden, aufgewickelt auf einer schmalen Spule zwischen zwei leuchtend roten Scheiben. Eine Schlaufe am freien Ende des Fadens, in der ein männlicher Mittelfinger steckt. Der Finger zieht den Faden mit den Scheiben rhythmisch und ruhig hinauf zur hohlen Innenfläche der Hand, hält unmerklich inne, lässt ihn mit leichter Abwärtsbewegung wieder bis zum Anschlag hinunterrollen, holt ihn mit kleiner Geste zurück, es schnurrt ein wenig wie die Nähmaschine meiner Mutter: Rauf-runter wird der Faden gezogen und gelassen, gezogen und wieder gelassen, in stetem Wechsel und ohne weiteren Sinn oder Zweck, als ihn ewig am Laufen zu halten, Nähe-Ferne,

Nähe-Ferne, bis das Gehirn ein störendes Signal empfängt, von einem Sender außerhalb dieser konzentrierten Schwingungen, andere Schwingungen laufen quer, durchkreuzen das sensible Feld, bis der Finger ein wenig zittert, sein Rhythmus eine Spur dem des Fadens entgegenläuft, der sich jetzt zögernd noch ein paar Mal fügt, sich unwillig um sich selbst zu drehen beginnt, das Zwiegespräch verweigert, sich gegen das Aufheben der Schwerkraft sperrt, taumelt, und aus dem synchronen Miteinander wird Chaos und Kampf, die roten Scheiben fliegen schräg durch den Raum, gewaltsam aus ihrer parallelen Umlaufbahn katapultiert, der Finger ruckt und zerrt am Faden und weiß schon längst, dass das Spiel verloren ist ...

Ben sitzt auf einem Barhocker im *Tinnef* und rollt das Jo-Jo wieder auf.

„Hi, Lena“, sagt er beiläufig, als würden wir uns dauernd sehen.

„Ich sterbe“, antworte ich, fege die Schuhe von den Füßen und schraube mich auf den freien Hocker neben ihn.

„Aber vorher nimm mal endlich die verdammte Mütze ab!“

Ich mustere mich im Spiegel hinter der Theke, und unsere Augen treffen sich. Wie lächeln uns an. Ich ziehe die Mütze vom Kopf und schüttele die Haare, die wie zuvor das rote Ufo durch den verqualmten Raum fliegen.

„Und?“ meint er. „Wieder heil im Schoße der Familie gelandet?“

Ich seufze: „Eher eine Bruchlandung. Die Schuhe meiner Mutter bringen mich um. Außerdem verhungere ich gleich. Gibt es hier irgendwas Essbares?“

Ben beugt sich nach vorne und ruft dem Hünen von Wirt zu:

„Dieter, gibt es hier irgendwas Essbares?“

Dieter weist stumm mit dem Daumen auf die Erdnüsse in der Glasvitrine.

Ich stöhne: „Ich hasse Erdnüsse!“

„Dann hilft nur Flüssignahrung ...“

Ben ordert zwei Pils.

Ich protestiere schwach: „Ich hatte schon jede Menge Alkohol. Wenn ich nicht verhungere, krepriere ich an Blutvergiftung!“

Er grinst: „Dann gibt es doch immerhin zwei Möglichkeiten zur Auswahl. Das heißt, die Zukunft liegt noch vor dir!“

„Kleiner Philosoph, was?“

„Viel oh soff er, ja, ja ...“

Wir prostet uns zu und schweigen. Erwartungsvolles Schweigen. Und jetzt erst, als Ben eine Zigarette aus seiner Packung fischt, fällt mir auf, dass der kleine Finger seiner linken Hand fehlt. Ich streife ihn mit einem Seitenblick, und er weiß Bescheid. Lässt aber die Hand liegen, versteckt nicht den Makel.

„Ein Unfall auf der Baustelle. Beim Jobben nach dem Abi.“

„Das ...“ – tut mir Leid, will ich sagen, und finde es im gleichen Augenblick zu trivial. „Das behindert dich nicht wirklich, oder?“

Er lächelt leicht und streicht sich mit der Hand über sein kleines Bärtchen. „Wie man es nimmt. Ich galt als begabter Pianist ...“

„Oh. Das tut mit Leid!“

„Braucht es nicht. Für meine ehrgeizigen Eltern war es schlimmer, als für mich. Ich hätte sowieso nie den Fleiß gehabt und diesen gewissen Fanatismus, den es braucht.“

Er grinst breiter und blitzt mich frech an: „Für die wichtigen Dinge des Lebens habe ich immer noch neun neugierige Finger! Und einer davon will jetzt wissen, wo du dich eigentlich betrunken hast. Und warum.“

„Ganz einfach“, antworte ich lapidar: „Ich habe gestern auf dem Friedhof Simon Eichner kennen gelernt, der als Journalist beim Auswärtigen arbeitet, wo heute ein Empfang war. Dessen Großvater Karl war der heimliche Geliebte meiner Großmutter Emily. Und meine Schwester Chiara hat mir Simon weggeschnappt. Und ein Diplomat aus Angola war da, den ich irgendwie kenne. Der ist scharf auf mich. Ich aber nicht auf ihn. – Wieso trinkst du eigentlich? Musst du nicht fahren?“

Ben lässt das Bierglas auf halbem Wege wieder sinken.

„Nein, muss ich nicht. Und es ist das Erste. Und lenke nicht von dir ab, Lena Rabe, du düstere Vogelfrau. Auf dem Friedhof ... Sterben scheint ja ein Thema für dich zu sein! Kannst du vielleicht mal ein bisschen detaillierter werden? In jedem Fall hat deine Schwester richtig gehandelt.“

„Wieso?“

„Weil ich dann noch Chancen habe ...“

„Ich kenne mich nicht so aus mit der Wahrscheinlichkeitstheorie.“

„Ich auch nicht, ist zu lange her ... Ich weiß gar nicht mehr, wie das geht!“ Wieder dieses freche Grinsen. „Aber bei jedem Würfeln fängt man wieder bei Null an, stimmt's?“

Ich denke: Glücksspiel war noch nie mein Ding.

Er prostet mir wieder zu: „Warum hast du mich nicht angerufen? Ich hätte dich abgeholt! Und ich kenne die beste Pommestube Berlins.“

„Ich hab die Streichholzschachtel verloren.“

Was eine glatte Lüge ist.

Als ich eben verloren vor dem Cinemaxx stand, wollte ich mir eine Zigarette anzünden und musste feststellen, dass ich das Feuerzeug vergessen hatte. In meiner Jackentasche fand ich

dann das schmale Pappblättchen vom *Tinnef* mit Bens krakeligen Ziffern. Passenderweise kam ein freies Taxi vorbei, und ich leistete mir den Luxus und ließ es ein Stück vor der Kneipe halten und wunderte mich, dass es mir plötzlich wichtig war, Ben wiederzusehen und wunderte mich noch mehr, wie mein Herz zu klopfen begann, als ich ihn da mit seinem Jo-Jo spielend an der Theke sitzen sah.

Wir stehen vor einem umgebauten Wohnwagen in der Gegend vom Kudamm und füttern uns gegenseitig mit krossen heißen Kartoffelstäbchen.

„Hmhm!“ Die fette würzige Mayonnaise umhüllt sanft die frisch frittierten, geschüttelten gerüttelten, bedachtsam gewürzten Fastfoodfinger.

„Ich sterbe!“

Ben schiebt mir ein weiteres aufgespießtes Stäbchen in den Mund. „Vor Lust diesmal, nehme ich an? Le petit mort ...“

Seine grauen oder grünen oder braunen Augen verschwimmen dicht vor mir. Reflektieren die Lichter der Großstadt.

Ich übergehe die Anspielung. Tatsächlich verschaffen mir meine Pommes einen lustvollen Genuss, den ich in dieser Sekunde gegen keinen Orgasmus der Welt tauschen möchte! Ben überlässt mir rücksichtsvoll den Löwenanteil und öffnet zischend eine Dose Bier.

„Ah ...“ Er stöhnt laut auf, und die Passanten drehen sich zu uns um. Ich lache und lecke ungeniert die restliche Mayo vom Papptablett, bevor ich es samt Serviette in der Mülltonne versenke.

Jetzt.

Was. Sagen.

Ein dicker Regentropfen zerspringt auf meiner Nase. Ich ziehe die Wollmütze tiefer über die Ohren.

„Scheißwetter.“

Scheiß-Stadt, Scheiß-Land, höre ich meine Mutter innerlich sagen, wie wir damals auf dem Aussichtsturm standen.

„Das ist nun wirklich eine bedeutsame Bemerkung“, antwortet Ben, und diesmal finde ich ihn nicht witzig.

„Was erwartest du?“ gebe ich pampig zurück.

Er schweigt.

„Danke für die Pommes“, sage ich.

Er schweigt.

„Also ... kannst du mir bitte sagen, wie ich von hier aus weitergehen soll?“

Ich bin traurig. Ich will nicht weg. Ich will weg.

Jetzt antwortet Ben doch:

„Das hängt zum großen Teil davon ab, wohin du möchtest, sagte die Katze.“

Auch auf seinem Gesicht ist ein Regentropfen gelandet und rinnt nun langsam die Wange hinunter.

Ich muss doch lächeln: „Alice in Wonderland ... Du mit deinen Zitaten!“

„Wieso? Habe ich schon mal eins gebracht?“

„Ein Test, ob ich dir zuhöre, was? Klar, am Montag im Taxi: Man soll die Dinge nicht so tragisch nehmen, wie sie sind ... Karl Valentin.“

Er nickt anerkennend und nimmt einen großen Schluck aus der Dose, biegt die Kehle dabei weit nach hinten und entblößt den verletzlichen weißen Hals.

„Ben – ich weiß nicht, wo ich hin will“, sage ich wahrheitsgemäß.

Er zielt mit der leeren Bierdose auf einen Papierkorb, der ein Stück weiter am Laternenpfahl hängt, und wirft die leere Dose im hohen Bogen. Sie landet auf dem Rand, zittert ein wenig, kann sich nicht entscheiden, zu welcher Seite sie soll, kipzelt einen Sekundenbruchteil, und entscheidet sich dann: schep-pernd fällt sie nach innen.

Jubelnd reckt Ben die Arme, als hätte er gerade ein Tor geschossen und hüpfte ein paar Mal wie Rumpelstilzchen auf dem Straßenpflaster herum. Ich finde die Reaktion reichlich übertrieben.

Er nimmt mich an der Hand und zieht mich zu seinem Taxi, ohne das er wohl nie unterwegs ist.

„Sie wollte rein. Ich hatte vorher gewettet – und habe gewonnen!“

Damit öffnet er zuvorkommend die Beifahrertür, verbeugt sich tief und winkt mich hinein:

„Ich weiß, wo du hin willst. Was willst du mehr?“

Eigentlich will ich nur noch eins: schlafen.

Ich drücke mich tief in den Sitz, streife wieder die Schuhe ab und schließe erleichtert die Augen. An der nächsten Ampel öffne ich sie wieder, weil sich alles dreht. Scheiß-Alkohol.

„Merkwürdig.“

Ben schaut prüfend in den Rückspiegel, beschleunigt ein wenig und biegt in die nächste schmale Seitenstraße ab.

„Sind wir bald da?“ frage ich zaghaft, denn ich habe ein Problem.

„Radio Eriwan: Im Prinzip ja. Aber ich muss gerade mal was testen. Bist du angeschnallt?“

Alarmiert setze ich mich hoch. „Ja ...“

Ben pfeift fröhlich vor sich hin und stellt den CD-Spieler an: derselbe Tenor wie bei unserer Flughafenfahrt schmettert dramatisch los.

„Sel quel guerrier io fossi!“ singt Ben schief und inbrünstig mit, und erläutert auf meinen verständnislosen Seitenblick hin:

„Radames wird in die Schlacht gegen die Äthiopier ziehen, als Sieger heimkehren und Aida gewinnen!“

Und wir ziehen in die Schlacht. Nein, heben eher ab: Raumschiff Enterprise. Ich hatte ja schon mal das Vergnügen, Bens rasante Fahrweise kennen zu lernen. Das war nur der Vorhof zur Hölle, wie ich jetzt feststellen muss. Er legt sich quietschend in enge Kurven, hoppelt ein Stück über den Bürgersteig und fegt eine verschreckte Katze zur Seite, düst durch eine schmale Toreinfahrt über einen Innenhof, Wäsche flattert aufgeregt, ich kann kaum was erkennen und will es auch nicht, erst recht nicht, als ich die nächste Toreinfahrt sehe, auf die Ben rasant zusteuert, denn die ist so schmal, dass wir unweigerlich Bruch haben werden, Ben flötet fröhlich vor sich hin, fährt per Hebel die Außenspiegel ein und saust hindurch, ohne das Tempo wesentlich zu drosseln, mehr als eine Handbreit links und rechts hat da nicht Platz, und hinter uns höre ich Bremsen quietschen, und jetzt erst drehe ich mich um und sehe ein breites schwarzes Auto, das sich auf dem nassen Pflaster quer gestellt hat. Ein paar Straßen weiter halte ich es nicht mehr aus.

„Hältst du mal gerade? Bitte. Sofort.“

Ben parkt gehorsam am Straßenrand, ich schnalle mich los, stürze hinter den nächsten Busch und lasse meiner Übelkeit freien Lauf. Entgegen der vorgesehenen Laufbahn stürzt der vergorene Alkohol aus dem Magen, versetzt mit halb verdauten angematschten Pommestäbchen.

Ein Papiertaschentuch, von Ben gezückt, der mir nachgekommen ist, hilft weiter.

„Du verkräftest aber nicht viel“, meint er herzlos.

„Was war denn los? Kann ich mal eine Erklärung haben?“

Ich schnaube mir die Nase frei und räuspere gegen den scharfen bitteren Geschmack in der Kehle an.

„Das Auto hinter uns. Diplomatenkennzeichen. Es verfolgte uns munter.“

„Wieso denn?“

„Das würde ich den Fahrer auch gerne fragen. Irgend so ein Schwarzer. War gar nicht so schlecht drauf, der Bursche. Aber ich habe Heimvorteil!“

Ich will wieder einsteigen, aber Ben hält mich am Handgelenk fest.

„Nö, nicht nötig ... Wir sind da.“

In Bens Wohnung herrscht fröhliches Chaos, das mich ein wenig an Chiara erinnert. Während der Hausherr in der Küche steht und aus den wenigen Resten im Kühlschrank etwas in die Pfanne geworfen hat, das jetzt wohlriechend bruzzelt, kann ich mich in aller Ruhe umschauchen. Dies tue ich in meinem lädierten Zustand vom einzigen Sessel des Raums aus.

Tom und Jerry hat er mir natürlich zuerst vorgestellt, und die beiden Papageien, der eine türkis mit gelben Flügeln, der andere violett mit einer neckischen Haube auf dem Kopf, haben mich mit schrägem Kopf und klugen schwarzen Augen aus ihrer geräumigen Voliere heraus gemustert und dann wohlwollend ihr Einverständnis gekrächt.

„Gut so“, meinte Ben, „die beiden sind meine Vortester. Sie irren sich nie!“

„Wieviele Frauen haben sie denn schon getestet?“ konnte ich mir nicht verkneifen.

Als Antwort piff Ben ein paar Takte aus der *Zauberflöte*: Pa-pa-pa-pa-pa-pa-geno ... Pa-pa-pa-pa-pa-pa-gena ...

Überall in dem großen Apartment liegen Notenblätter verstreut, zum Teil gekaufte Kompositionen, zum Teil selbst beschrieben mit all den Hieroglyphen, die mir schon in der Schule nur schwer verständlich waren. Und in der Ecke steht zu meiner Überraschung ein Klavier, ebenfalls mit Noten überhäuft, darauf ein gerahmter Kupferstich von Mozart.

Auf der Fensterbank marschieren in loser Anordnung Playmobilfiguren aus Bens Kindheit.

Vor der Fensterbank auf dem hellen IKEA-Schreibtisch ein Computer mit großem Flachbildschirm. Im Raum verteilt ein paar alte Möbel vom Trödler, oder vielleicht, mit Glück, vom Sperrmüll.

An den Wänden ein paar Filmplakate: Lino Ventura, Marlon Brando, Jane Fonda, Jodie Foster.

Hier kann sich einer nicht entscheiden, ob er erwachsen werden will, denke ich. Oder er ist einfach so: kindlich und ernst, chaotisch und analytisch und kreativ.

Er kommt mit zwei Tellern und Besteck und legt es auf dem runden, etwas wurmstichigen Tisch im Wohnzimmer aus.

„Kann ich helfen?“ frage ich anstandshalber.

„Zu spät!“

Es gibt Rostbratwürstchen mit Käse überbacken und Kartoffelpüree, ziemlich mächtig, aber mein lädiertes Magen dreht sich Gott sei Dank nicht um. Dazu ein ziemlich guter Chianti. Wir essen genussvoll und schweigend.

Zwischendurch weist Ben mit dem Messer zu Jodie Foster und nuschelt mit halbvollem Mund: „Du ähnelst ihr!“

Ich mustere sie genauer und denke, er hat Recht, ich habe was von ihr. Oder sie von mir. Die glatten rötlichen Haare, die intensiven grünen Augen, die helle Haut, der eher schmale Mund ...

„Und du bist Hannibal Lecter?“ gebe ich zurück. „Was ist eigentlich in den Würstchen drin?“

Ben grinst und spießt genüsslich ein weiteres Stück vom kross gebratenen Fleisch auf. „Hmhm, genau, ich bin ein Kannibale!“

Dann blitzt er mich aus seinen braunen oder grauen oder grünen Augen an, dass ich unbehaglich auf meinem Sitz hin und herrutsche.

„Wo sind wir hier eigentlich? Und wie heißt du mit Nachnamen?“ frage ich in einer misstrauischen Anwandlung. Schließlich habe ich keine Ahnung, wo diese Wohnung liegt, und ich weiß nichts weiter von Ben, als dass er Taxi fährt und mit einem fehlenden Finger Klavier spielt.

Er kichert los: „In der Falle, was? Bei hellichtem Tage ... würdest du sehen, dass wir keine 500 Meter auseinander sind. Und mein Nachname -“ Er zögert, grinst wieder: „Ich glaube, mein Anhängsel interessiert dich momentan nicht besonders!“

Damit steht er auf und räumt ab und ich bleibe weiter faul sitzen. Zwischendurch kommt er aus der Küche und legt Mozart auf, die *Zauberflöte*, so viel erkenne selbst ich als Musikidiotin.

Meine Gedanken schweifen zu Chiara und Simon. Was sie jetzt wohl treiben ... Nein, ich will es gar nicht wissen. Sollen sie. Sein Großvater Karl: ein beeindruckender Mensch, in seinen lichten Augenblicken. Ja, ich werde ihn besuchen. Vielleicht erfahre ich dann noch mehr über Oma Emily und das Geheimnis ihres Todes. Und dann, dieser Carvalho ... Ich versuche

mich zu erinnern. Ich war schon so nah dran, vorhin – nun ist der Augenblick vorbei, und er ist wieder lediglich irgendein etwas schmieriger, wenn auch eloquenter Diplomat aus Angola.

Das Krächzen von Tom und Jerry holt mich zurück. Ben hält ein großes Tuch und pfeift ein paar Takte. Tom, der türkis-gelbe Papagei, hüpfelt aufgeregt auf seiner Stange hin und her, schüttelt sich, plustert die bunten Federn auf, setzt sich dann in Position und pfeift deutlich vernehmbar zurück: Taa - ta - taa, ta - taa - ta- taa-ta-taaa ... Die *kleine Nachtmusik* vom Mozart! Und dann krächzt Jerry, ebenfalls ziemlich aufgeregt: „Gu-te-Nacht, Schatz!“

„Gute Nacht, ihr Süßen! Besser, ihr schaut nicht zu ...“ Damit legt Ben umsichtig das Tuch über den Käfig.

„Ich glaube es nicht!“ lache ich. „Und dann noch Klassik!“

„Och, sie können auch *I can't get no Satisfaction* ... Gut erzogen, die beiden, was?“ gibt Ben sichtlich stolz zurück. „Aber in Wahrheit tanzen sie mir auf der Nase herum!“

Er nimmt sein Weinglas, das er auf dem Esstisch abgestellt hatte, und geht hinüber zum gemütlichen Klappsofa, das vermutlich auch sein Bett darstellt, da es nur diesen einen Raum gibt.

„Mozart“, schwärmt Ben und streckt sich halb aus, „auch so ein Genie!“

„Du findest viele Künstler genial, stimmt's?“

„Nicht nur Künstler. Alle Menschen, die in ihrem Gebiet kreativ sind. Wie Ghandi oder Einstein. Oder mein Bäcker, der die besten Brötchen Berlins backt!“

Ich übergehe die Andeutung, bin ich innerlich doch schon die ganze Zeit damit beschäftigt, was ich jetzt machen soll.

„Die Noten ...“, lenke ich ab. „Komponierst du?“

„Hin und wieder. Meistens Filmmusik, aber nicht wie du denkst, für die großen Hollywood-Schinken, nein, Kurzfilme, Dokumentarfilme, Werbung, so ein Schrott, halt. Bringt wenig Geld, aber etwas Ehre.“

„Du machst keinen Schrott, da bin ich mir sicher. Spielst du mir was vor?“

Er schüttelt mit dem Kopf. „Nein, kein Publikum. Das ist vorbei, ich habe es dir erzählt.“

„Entschuldigung. Ich dachte nur ...“

„Hör auf zu denken und komm her zu mir.“

Ich folge gehorsam mit meinem Glas. Er nimmt meinen Fuß und beginnt ihn sanft zu massieren. Ich seufze wohligh: der Mann weiß, wie er mich aufhalten kann ... Und wie inszeniert, und das ist es wohl auch, schlau eingefädelt, klingt es jetzt in Sphärenklängen durch den Raum:

*Dies Bildnis ist bezaubernd schön,
Wie noch kein Auge je geseh'n!
Ich fühl' es, wie dies Götterbild
Mein Herz mit neuer Regung füllt.
Dies' etwas kann ich zwar nicht nennen,
Doch fühl' ich's hier wie Feuer brennen.
Soll die Empfindung Liebe sein?
Ja, ja, die Liebe ist's allein.
O, wenn ich sie nur finden könnte!
O, wenn sie doch schon vor mir stände!
Ich würde, würde, warm und rein,
Was würde ich? Ich würde sie voll Entzücken
An diesen heißen Busen drücken
Und ewig wäre sie dann mein.*

Ben. Er nimmt unsere Gläser und stellt sie auf den Boden. Streicht mit seinen schmalen Fingern über mein Haar. Über meine Wangen, meine Brauen, die Lippen. Ich nehme seine linke, verstümmelte Hand, lege sie auf meinen Schoß, lasse meine Hand auf seiner ruhen.

„Deine Augen“, frage ich, ohne ihn anzuschauen, denn ich lehne mit meinem Rücken an seiner Brust, „welche Farbe haben sie?“

„Grün und um die Pupille Braun. Deine sind grün so grün wie der Meeresgrund ... Warum?“

„Goran“, antworte ich fast wie im Selbstgespräch. „Seine Augen waren tief und leuchtend Braun. Sie haben mich von Anfang an fasziniert. Schließlich bin ich Fotografin, weißt du? Er ist vor drei Jahren gestorben.“

Ben hält kurz inne, atmet tief durch. Dann streichelt er weiter mein Haar: „Erzähle mir.“

„Gorans Augen. Am letzten Tag in Angola schaute er mich morgens noch in so einer besonderen Art und Weise an - die Bernsteinlichter seiner Iris tauchten allmählich auf und begannen hell zu leuchten ...“

Ich höre mich selbst sprechen, in dieser ungewohnten Sprache, und merke, es ist Gorans Nebelsprache. Dennoch fahre ich fort, zögernd, fast monoton, als hätte ich es auswendig gelernt:

„Die Sonne verlieh unserem Bett einen Heiligenschein, als er mich leise fragte: ‚Es könnte gut gehen, oder?‘ Ich nickte stumm und dachte: ‚Aber es wird nicht.‘ Und es ging nicht gut, in einer brutalen Art und Weise, jenseits ... meiner Vorstellungskraft. Diese warmen Augen – hätte ich doch dieses Bild retten können in den Speicher meiner Vergangenheit. Aber das

letzte Bild waren seine aufgerissenen Lider und die weißen gläserigen Augäpfel, die Pupillen nach oben verdreht, eine Karikatur der Toten in drittklassigen Fernsehfilmen ...

Dieses Bild ist eingebrannt. Ich will die lebendige Wärme wieder herbeizwingen und schaffe es nicht, die Bilder zu überlagern. Vielleicht habe ich mich damals in seine Augen verliebt und nicht in den Mann, dem sie gehörten? Manchmal glaube ich, dass ich durch seine toten Augen sehe, diese starren Glaskörper. Nichts bewegt sich. Ich sitze und starre, ich stehe und starre, ich laufe und starre mit kalten Augen in die Welt. Ich bin selbst zum Glaskörper mutiert, Lederhaut, Hornhaut, Netzhaut umspannen den Körper, Signale wandern durch mich hindurch und werden irgendwo verarbeitet. Klirrende Kälte schießt durch den Kopf. Wenig fehlt, und das Glas zerspringt. Gibt es nicht diese Krankheit, gläserne Knochen, die einer nach dem anderen brechen?“

Ich denke: Bald ist es soweit, Ich werde verrückt. Dann hat er sein Ziel erreicht.

Ben bleibt stumm. Dafür meldest du dich, natürlich, wie kannst du jetzt auch stumm bleiben. Gerade jetzt.

Ja, Lena, sagst du freundlich, es gibt diese Krankheit. Aber es reicht schon ein gebrochenes Herz. Als ich dich sah, wie du stumm nicktest, war alles vorbei. Du hast es nicht gemerkt.

Was redest du da? Ich war nur nicht sicher ...

Eben. Und dieser kleine Zweifel begleitete uns von Anfang an.

Du bist ungerecht, Goran. Ich habe dich geliebt, habe dich begleitet, wann immer ich konnte.

Lena. Es waren die Reisen, die Bilder. Ich war dein Motiv.

Vorwürfe. Immer diese Vorwürfe. Ich habe dir gesagt: Niemand bekommt mich ganz. Es wird immer einen Raum geben, in den ich mich zurückziehe. Und selbst diesen hast du mir nicht gegönnt.

Ich gönne ihn dir, doch, meine Schöne. Nur ist es so, dass ich durch dich schaue, und nicht umgekehrt, und der Raum um dich ist mit bekritzelttem Papier zugemüllt, und ich sehe jetzt diesen lächerlichen kleinen Mozart, der scharf darauf ist, dich zu ficken, und bin gespannt, was ihr so treibt. Ich glaube, er kann ganz gut deine Möse lecken, so ein netter kleiner Langweiler. Hat ja auch was, ein bisschen zu spannen wie im Swingerclub. Schade, dass ich nicht mitmachen kann. Viel Spaß!

Goran. Das ist nicht deine Sprache. Warum redest du so. Es ist nicht dein Niveau.

Ach nein? Hast du mich nicht Teufel genannt, irgendwann? Der Leibhaftige hat viele Gesichter, wie du weißt ...

„Lena? Lena!“ Ben rüttelt mich an der Schulter und holt mich zu sich zurück.

„Er ist so zynisch“, sage ich leise. „Aber er hat Recht. Ich bin schuld an seinem Tod.“

„Moment.“ Bens Hand hält inne. „Du redest, als würde er noch leben! Du bist überhaupt so ... seltsam. Komm zu dir!“

„In gewisser Weise lebt er noch. Er lässt mich nicht los.“

„Du lässt ihn nicht los, meinst du?! Wieso bist du schuld? Was ist geschehen?“

Ich antworte nicht. Bereue sowieso schon, was ich ihm erzählt habe. Als sei er mein Beichtvater. Goran hat Recht, Ben will doch nur sein Vergnügen. Wie soll ich es ihm auch verdenken.

„Es ist spät, ich muss weg“, sage ich unvermittelt und setze mich auf.

Er lächelt traurig. „Weißt du, was? Du musst mich nicht hassen, weil du ein Stück weit dein Herz geöffnet hast ... Wir haben alle unsere blinden Flecken, meinen hast du eben treffsicher aufgespürt. Das Klavierspielen. Bei dir ist es deine verkorkste Beziehung.“

Ich will protestieren: „Das ist zu einfach ...“, aber er legt mir den Zeigefinger sanft auf den Mund: „Alle komplizierten Dinge sind am Ende einfach. Wenn du das erkennst, löst sich dein Dämon in Luft auf, pass auf.“

Er kniet jetzt mit dramatischer Geste nieder, legt die rechte Hand auf sein Herz, und bringt mich so unweigerlich wieder zum Lachen: „Aida, bleib bei mir, heute Nacht! Habe ich doch die große Schlacht gewonnen ...“

„Aida ist Sklavin. Ich nicht“, gebe ich zurück und erinnere mich flüchtig an das Auto, das uns verfolgt hat. Vielleicht hat es sich Ben mit seiner lebhaften Phantasie nur eingebildet? Es ist, als sei es vor einer Ewigkeit passiert. Hier, in Bens Umgebung, fühle ich mich wie auf einem anderen Stern, fern unserer Galaxie, außerhalb von Raum und Zeit.

„Oh nein, Herrin“, antwortet er derweil, „wie gesagt, Ihr Frauen gewährt, verweigert, bestimmt, wie weit wir gehen dürfen ... Ich hole auch Brötchen!“

Was ich schön finde: Wir liegen in Löffelchenstellung auf dem ausgeklappten Bett, ich auf der linken Seite, er dicht an mich gekuschelt; es ist, als seien wir ein altes Paar, warm, vertraut, und Ben hat den Arm über der Decke um mich gelegt und atmet ruhig und schweigend. Ich liege entspannt und angespannt

zugleich, warte auf die bekannten Signale männlicher Annäherung, das leise Reiben des Geschlechtsteils an meinem Po, den schneller werdenden Atem, das fordernde Knabbern der Lippen am Ohrläppchen, das Tasten der freien Hand zur Brust ...

Nichts dergleichen. Ben schiebt meine Haare zur Seite und küsst mich ein paar Mal zart auf den Nacken, und eine wohlige kleine Welle läuft mein Rückgrat abwärts.

Dann flüstert er ein paar Zeilen eines schönen Lieds:

Schlaf ein mein Kind und fürchte nicht/ Gespenster und Dämonen / Die haben selber kein Gesicht / und fürchten Deines Herzens Licht / Die müssen dich verschonen ...

„Konstantin Wecker“, murmele ich nach ein paar stillen Sekunden, in die sich seine Worte hineindehnen und alle Dämonen dieser Welt vertreiben.

„Ja. Gute Nacht, Lena-Luna“ flüstert er und lässt wenig später ein kaum hörbares Schnarchen hören.

Er kann nicht wissen, dass diese Verse vor langer Zeit meine Mutter mit ihrer tiefen schönen Stimme Chiara vorgesungen hat, als meine Schwester einen ihrer vielen Alpträume hatte, und ich war sehr traurig damals, weil ich dieses Lied so schön fand und so gerne selbst einmal von Bettina gehört hätte.

„Gute Nacht. Und danke!“ antworte ich halblaut, und das Schnarchen stoppt für einen Augenblick, bevor es wieder in den leisen Rhythmus eines guten Schläfers übergeht.

Und irgendwann morgens, ich öffne zaghaft die Augen, das Sonnenlicht fällt schon hell in den Raum und lässt den Staub im Gegenlicht wirbeln, und Tom und Jerry knarzen ungeduldig unter ihrem Tuch, Ben und ich liegen jetzt auseinander gefaltet, ich auf meiner rechten Seite, er auf dem Rücken, und ich sehe

seine strubbeligen Köterhaare und den Dreitagebart und die kräftigen Arme und die halb entblößte, leicht behaarte Brust, und er öffnet auch die Augen und blinzelt mich an, ich erschrecke ein wenig, als würde ich bei einer verbotenen Sache ertappt, und mein Herz klopft schneller; irgendwann lege ich meinen Arm um ihn und wir finden uns wortlos und küssen uns zart erst, suchend, fragend, dann länger, heftiger und immer noch nicht ganz wach, die Augen wieder geschlossen, und ich spüre wieder dieses Ziehen im Unterleib wie gestern beim Empfang, und ich dränge mich an Ben, an sein hartes Geschlecht, streichle es wie ein junges wildes Tier, umschließe es fester, spüre das heftige Pochen der Blutgefäße; Ben saugt sich an den Knospen meiner Brüste fest, ein Bild taucht auf und verblasst und gewinnt wieder an Schärfe, ich unter Rosen begraben, Dornen zwischen den Schenkeln, Ben, denke ich verzweifelt, vertreibe dieses Bild, weg mit den Dornen, ich lasse es nicht zu, komm Ben, komm, rufe ich ihn um Hilfe, und er dringt in mich ein, ruhig und bestimmt und zärtlich und leidenschaftlich und schafft es dennoch nicht, mein junges Begehren über die alte Erinnerung und die Angst siegen zu lassen, ich dränge mich seinem Becken entgegen, verzweifelt, wild, er stöhnt, bäumt sich auf und lässt sich endlich erschöpft auf meine Brust sinken.

„Hey, Lena-Luna“, flüstet er nach einer Weile. Ich antworte nicht. Die Kehle ist zugeschnürt. Er betrachtet mich forschend, ich entziehe mich, schließe die Augen. Langsam küsst er ein paar Tränen von meinem Gesicht, Vorboten des Fasses kurz vor dem Überlaufen.

„Es war das erste Mal, danach.“

Es ist mehr eine Feststellung von Ben, als eine Frage. Ich nicke wortlos.

„Dann hilft nur eins:“ - er küsst mich auf die Nasenspitze - „Frische Brötchen!“

Er steht auf und befreit die Papageien vom Tuch, die das mit fröhlichem Pfeifen und einem aufgeräumten „Guten Morgen, Schatz“ begrüßen.

Ich bleibe liegen und verfluche mich und Goran.

Lena, höre ich ihn flüstern: Du wirst nie mehr so geliebt werden.

Nie mehr so wie damals.

Das will ich auch nicht, denke ich. Nicht so wie damals.

Ich springe aus dem Bett, nutze die Zeit, in der Ben unter der Dusche steht, ziehe mich hastig an, überlege, ob ich einen Zettel schreibe, verwerfe es wieder, schaue mich traurig und leer ein letztes Mal um und eile bis zur Eingangstür, halte schon die Klinke in der Hand, als Ben wie aus dem Nichts im Flur erscheint, ein Handtuch provisorisch um den kräftigen Körper geschlungen, mit tropfnassen Haaren und zornigen und verletzten Augen:

„Dachte ich es mir. War ich so ein Monster?“

Verletzte Eitelkeit des Mannes, denke ich, und weiß, dass es ungerecht ist.

„Es ... es liegt an mir“, stottere ich verlegen. „Es ... danke.“

Ich drehe mich um und verlasse die Wohnung, ziehe die Tür leise hinter mir ins Schloss. Nie werde ich das Bild vergessen, wie Ben eben so da stand, so hilflos und nackt in jeder Beziehung, und jetzt habe ich mich schon wieder schuldig gemacht, schießt es mir durch den Kopf, oh mein Gott, und ich halte inne und gehe wieder zwei Stufen hoch und stehe wie festge-

schraubt und laufe dann doch hinunter auf die Straße und glaube erst, ich verhöre mich, als Ben lauthals „Lena!“ brüllt, und ich schaue hoch zum dritten Stock, wo er jetzt auf seinem winzigen Balkon steht, das Handtuch bedenklich verrutscht, und tatsächlich eine Banane schwenkt, die er nach kurzem Anvisieren hinunter wirft, sie landet direkt vor meinen Füßen auf einem Strauch, ich pflücke sie und sehe mit rotem Kugelschreiber die hastig hingekritzelte Botschaft: „Heute kein Brötchen, aber ein tolles Mädchen! Ben Haase mit der richtigen Nase“, und ich lese es unter Lachen und Weinen und winke hoch und schäle sofort die Banane, denn ich habe schon wieder einen Bärenhunger!

Eine dicke Frau mit Hausfrauenlößchen und Einkaufstrolley bleibt neben mir stehen und starrt hoch zum Balkon. Ihre Basedowaugen quellen noch weiter hervor, als Ben jetzt zu schmettern anhebt: *Dein Bildnis ist bezaubernd schön* .. dann löst er das Handtuch von der Hüfte und legt es sich locker um die Schultern, winkt in die imaginäre Menge, verbeugt sich und geht grinsend ins Innere zurück.

Ich erwarte jetzt, dass die Frau nach Ordnungshütern ruft oder sich über die Sittenlosigkeit unserer Zeit auslässt, aber sie nickt mir nur anerkennend zu:

„Ja, ja, früher war ich auch oft in der Oper! Geiles Organ, wat?!“